

Das fränkische Gottesgericht.

Von LEO JORDAN.

Das mittelalterliche Gottesgericht mit seinem ganzen Apparat, seinem komplizierten Zeremoniell, seiner an Komik streifenden Grandezza kennen wir alle vom Augenschein aus Richard Wagners Lohengrin. Und manch einer wird, wie bei Darstellung von Walhall oder der schönen poetischen Hofhaltung am Ufer des Rheines aus der Götterdämmerung, dem Dichter für die weitreichende Perspektive in Urväterzeiten gedankt haben.

Mit dem Gottesgericht verhält es sich nun ganz eigenartig. Das, was uns im Lohengrin vorgeführt wird, ist etwa eine freie Darstellung der Sitte, wie sie das zwölfte Jahrhundert und die folgenden übten. Kein Riese wird aber anders geboren denn als Säugling.

Und so ist denn der Zweikampf in jenen Tagen, bis zu denen wir ihn zurückverfolgen können, im Verhältnis zu unserem Theaterzweikampf mit Orchesterbegleitung etwas ungeheuer Einfaches und hat die Schmucklosigkeit der Sitte und Anschauung eines ursprünglichen, natürlich handelnden Volkes, welche spätere raffiniert kultivierte Zeiten so überaus gern fälschen. Zeugnis das prachtvolle und dennoch nur vergoldete Walhall.

I. Der Zweikampf in dem Rechtsbuch der Burgunden (502).¹⁾

Wir sind im fünften Jahrhundert. In die fruchtbaren Gefilde Galliens und Spaniens, denen Rom seine Kultur und Sprache gebracht, fluten von allen Seiten germanische Stämme ein. Wie

¹⁾ Material und Stellennachweise zu diesem und den folgenden Kapiteln in: „Zur Entwicklung des gottesgerichtlichen Zweikampfs in Frankreich“ (Zeitschrift f. roman. Phil., XXIX, 385 ff.).

eine Überschwemmung, wie eine Sintflut dringen hier die Goten, dort die Burgunden, im Nordosten die Franken in das Innere des Landes, auf der Suche nach sonnigen Sitzen. Römische Besatzungen, römische Feldherrn werden geschlagen, die Gallier, Handwerker und Ackerbauer, Priester und Primaten, sind machtlos. Die vollkommenste Barbarei siegt mit der Waffe in der Hand über ein friedliches Kulturvolk.

Nun kommen die Jahrhunderte des Ausgleichs, die Transplantation germanischen Blutes in romanisches Geblüt – romanisch-christlicher Denkweise, Sitte, Sprache in germanisches Kriegsvolk. Aber es war ein langsamer, widerstrebender Ausgleich. Die einen verachteten die anderen so gründlich wie möglich: Die Germanen von ihrem Kriegerstandpunkt die Handwerk und Handel treibenden Romanen, die Romanen ihrerseits die Germanen als nicht *Romani*, als jüngst erst getaufte Christen, als *rudes*, als Säufer, als zügellos in allen Lastern und Leidenschaften. Denn das waren sie als echte Barbaren.

Unter den Stammessitten dieser Barbaren, jenen Sitten, die sie bereits aus den Wäldern des Ostens mitgebracht, war auch ein Zweikampf zu gerichtlichem Zwecke. Im ersten Jahrhundert gallischen Aufenthaltes finden wir hierfür ein Zeugnis bei den Franken, ein ebensolches bei den Burgunden, und da noch im neunten Jahrhundert der Zweikampf der Goten in Art und Sitte von dem der übrigen absticht, – findet er doch zu Pferde statt –, so haben wir diese Sitte auch für die germanischen Bewohner der Gascogne und der Pyrenäenhalbinsel als eine eigenartig entwickelte Stammessitte anzunehmen.

Die älteste germanische Kultur in Gallien gehört den Burgunden. Von Hunnen aus ihren Sitzen am schönen Rhein verdrängt (Nibelungensage!), war ihr Eintritt Frankreich im vierten Jahrhundert ein friedlicher. Gemäß einer Übereinkunft wurden ihnen an Rhône und Saône Sitze eingeräumt, die sich bis in die heutige Schweiz erstreckten. Noch trägt die Bourgogne ihren Namen. Sie romanisierten sich schnell. Ihr erstes, bald nach der Einwanderung, im Jahre 502 entstandenes Gesetzbuch ist schon stark vom römischen Gesetz beeinflusst, wie es denn bereits lateinisch niedergeschrieben ist. Der Zweikampf freilich fehlt ihnen nicht.

„Wenn die Partei des Beklagten“, heißt es da, „den Eid der klagenden Partei nicht annehmen will und sich getraut, den Ankläger mit den Waffen Lügen zu strafen, der Ankläger aber auf seiner Behauptung bleibt, so soll die Erlaubnis zum Kampfe nicht verweigert werden.“

Man sieht, daß der gerichtliche Zweikampf bei seinem Eintritt in das römische Kulturland nicht weniger ungern aufgenommen wurde als die Gäste, die ihn mitbrachten: „Die Erlaubnis dazu soll nicht verweigert werden.“ Also hatte es doch wohl Richter gegeben, die ihn verweigert hatten! Die Burgunden aber setzen in ihrem ersten geschriebenen Gesetze fest, daß er nicht verweigert werden solle, daß er ein Rechtsmittel bleibe, daß der Angeklagte, wenn er ein Mann im Sinne des kriegerischen Volkes war, auch wenn das Zeugnisverfahren gegen ihn entschieden habe, mit den Waffen noch für sein Recht eintreten dürfe.

„Denn es ist gerecht,“ begründet das Gesetz, „daß, wer behauptet, die Wahrheit der Rechtssache zweifellos zu wissen, und gar einen Eid angeboten hat, daß dieser auch mit den Waffen hierfür eintrete.“

Das letztere ist offenbar an einen von der Unfehlbarkeit dieses Rechtsganges wenig überzeugten Kläger gerichtet und scheint bei Klagen von Romanen gegen Germanen den letzteren, den Verfassern der Gesetze und Waffenkundigen, ein für allemal das Übergewicht zu sichern. Aber dies nur nebenbei: Was hauptsächlich aus dem Wortlaut hervorgeht, ist, daß dieser Zweikampf aus dem Jahre 502 keine „Verweisung der Parteien auf Selbsthilfe“ ist, wie Felix Dahn und noch 1900 Amira behaupteten, sondern, daß er vollgültiges Rechtsmittel, ja sogar Rechtsmittel höherer Instanz, gleichsam Appellation des überführten Angeklagten an ein höheres Gericht, nämlich die Waffen, das Höchste des Kriegers, ist.

Und schon herrscht die Anschauung, daß, wer Recht hat oder für das Recht eintritt, auch siegen müsse. Denn wer bereit ist, eine Sache zu beschwören, soll auch mit der Waffe für sie eintreten.

Die Strafe des Besiegten und seiner Partei besteht in Geldbußen. Wird der Ankläger besiegt, so hat er, der, wie die Waffen

bewiesen, einen Meineid hatte schwören wollen, die ungeheure Summe von 300 Solidis (Goldstücken) zu bezahlen.

II. Ein Zweikampf unter König Guntchramn (590).

Daß auch die Franken die Sitte eines gerichtlichen Zweikampfes bei ihrem Eindringen mitbrachten, unterliegt keinem Zweifel. Sie haben diese Stammessitte jahrhundertlang geradezu mit Fanatismus gehegt, und bei Ausübung derselben zeigen sie noch in Denkmälern der Kärlingschen Zeit eine Grausamkeit, eine Dickköpfigkeit, die eigentlich eher zu Indianern als zu den Ausbreitern des Christentums bei Dänen, Sachsen und Friesen paßt.

In dem ältesten Geschichtswerk über unsere fränkischen Eroberer, den Historien des trefflichen Gregor von Tours, finden sich gerichtliche Zweikämpfe an verschiedenen Punkten einheimischer Geschichte eingeflochten; darunter ist einer ausführlich beschrieben und bietet uns somit ein charakteristisches Beispiel für den fränkischen Kampf, wie wir es suchen.

Dieser von Gregor im 10. Kapitel seines X. Buches dargestellte Kampf fand, wenn ich so sagen darf, unter den Auspizien des Königs Guntchramn (561 – 593) statt, eines der Enkel des bereits für die zweite Generation sagenumwobenen Clodwig, eines Enkels, der von Großvater und Sippe recht verschieden war: Guntchramn war gütigen Sinnes, nicht sehr fest in seinen Entschlüssen, zu fruchtlosen Schimpfereien geneigt und etwas schrullig in Ausdrucksweise und Maßnahmen. Gregor, der ihn persönlich gekannt und öfters getroffen, schildert ihn von der besten Seite, und man steht unter dem Eindruck, einen Menschen vor sich zu haben, der das Beste wollte und sich bereits mit dem Christentum und seinen Priestern abfand.

Den Zweikampf freilich betrachtete auch er und viele guten Fürsten nach ihm als notwendig, wenn auch schon bei ihm sich, wie wir sehen werden, nachträglich eine Art Katzenjammer einstellt, der so recht seiner nichtsehr bestimmten, etwas unsicheren Art entspricht.

Es handelte sich im Jahre 590 in Châlons um einen Jagdfrevel. Der Königliche Forstmeister hatte einen Kämmerer des Königs als Wilderer angezeigt, eine Klage, die schwer genug war,

wenn man bedenkt, daß der Königliche Angestellte die Gerechtsame des eigenen Herren angetastet hatte. Kläger und Angeklagter wurden vor den König geführt; der angeklagte Kämmerer, er hieß Chundo, leugnete hartnäckig, es war kein Licht in die Sache zu bringen, da Aussage gegen Aussage stand, schließlich entschloß sich Guntchramn dazu, die Waffen entscheiden zu lassen: „Er befahl den Zweikampf.“

Der Kämmerer trat für seine Sache nicht selbst ein. Ob er die Sechzig überschritten hatte, was in späteren Jahrhunderten dazu berechnete, einen Vertreter zu stellen, ob er gegen den wohl unebenbürtigen Forstmeister nicht selber einzutreten brauchte, — gleichviel, ein Neffe hat die wenig beneidenswerte Pflicht, die Sache für ihn auszumachen. Ohne weitere Förmlichkeiten betreten Neffe und Forstmeister den Kampfplatz, der Jüngling wirft zuerst mit dem Spieß, durchbohrt dem Forstmeister den Fuß, der Getroffene fällt, der Jüngling stürzt auf ihn zu, um ihm mit dem Kurzsword den Garaus zu geben. Der Getroffene aber hat seinerseits sein Messer gezogen und durchbohrt den unvorsichtigen Angreifer. — Beide verstarben alsbald

Chundo sieht den für ihn ungünstigen Verlauf, — woraus wir gleich entnehmen wollen, daß beiderseits tödlicher Ausgang die Schuldfrage bejahte, — will in die nächstliegende Kirche fliehen. Der König befiehlt, ihm nachzusetzen, man ergreift ihn, bevor er die heilige Schwelle erreicht. Er wird gesteinigt. . . .

Später bedauerte Guntchramn, um eines verhältnismäßig geringfügigen Anlasses willen einen brauchbaren Mann haben hinrichten zu lassen. Und wir entnehmen diesem Bedauern die zweite rechtsgeschichtliche Tatsache, daß, wenn einmal der Weg des Zweikampfes beschritten war, er nur mit dem Tode des Schuldigen enden durfte.

Vollends zeigt dieser Kampf des Jahres 590, daß hier keine Verweisung der Parteien auf Selbsthilfe stattfand. Im Gegenteil ist hier der Kampf ein Mittel, mit welchem der Gerichtsherr, König Guntchramn, in einer dunkeln Sache — steht doch Aussage gegen Aussage — Klarheit zu schaffen versucht, indem er den Zweikampf anordnet. Der Zweikampf hat also in diesem Falle voll beweisende Kraft und ist im Beweisgange ein Rechtsmittel, das

dem Zeugnisverfahren ebenbürtig ist, wenn es auch nicht, wie in dem Gesetze der Burgunden, diesem gar vorgezogen wird.

III. Gerichtlicher Zweikampf in einer Sage ungefähr aus dem Jahre 650.

Das üppige Wachstum, die beinahe unglaubliche Fülle der großen Helden- und Königssage, wie sie bei diesen in einer Hochströmung befindlichen germanischen Völkern emporschoß, ist uns als geschichtliche Überlieferung in lateinischer Form in den Chroniken des sechsten und siebenten und der folgenden Jahrhunderte in ganz ansehnlichem Umfange gerettet. Die Wanderjahre der Völker waren, was noch heute die Wanderjahre für unsere Burschen sind: Tage unvermengter Weltfreude und blühender Poesie.

Auch noch in den Zeiten ruhiger Seßhaftigkeit floß der poetische Quell weiter, wenn auch, der größeren Stille entsprechend, in einfacherem Stile, den nur die kriegerische Expedition ab und zu wieder zum hochtrabenden Stile der Heldendichtung führte. Sonst war es die Zeit der Fabeln und Novellen, der Schwänke und Salzkörner, der Märchen.

Auch weit im Süden, auf romanischem Boden jenseits der Alpen, bei den Langobarden blühte die Sage. Ihre Rosamunde, die den ersten Gatten aus dem Wege räumte, der sie gezwungen, aus dem väterlichen Schädel zu trinken, und von dem zweiten Gatten mit dem Schwert genötigt wurde, den Gifttrank zu schlucken, den sie ihm bereitet, ist aus *Paulus Diaconus'* Geschichte der Langobarden bekannt.

Weniger bekannt ist die Erzählung, wir dürfen beinahe sagen, das Märchen von der Königin Gundoberga, das bereits im siebenten Jahrhundert einem fränkischen Erzähler, wohl dem jüngsten Interpolator der sog. *Chronik des Fredegar* in die Feder floß. Gundoberga, die Genoveva, Elsa des siebenten Jahrhunderts wurde auch von schwerer Anklage durch ein Gottesgericht gereinigt, dessen Form uns naturgemäß interessiert.

Die Langobarden-Königin Gundoberga war eine schöne und in allen Dingen liebenswürdige Frau, in ihrer Frömmigkeit eine ausgezeichnete Christin und Almosenspenderin. Und da ihre Güte so überaus groß war, wurde sie von allen geliebt.

Im Palaste aber hielt sich ein Langobarde, namens Adalulf, eifrig im Dienste der Königin. Dieser Mann nahte ihr eines Tages, und wie er in ihrer Nähe stand, bemerkte sie, gütig, wie sie zu allen war, Adalulf habe von der Natur eine wohlgebildete Gestalt erhalten. Jener hörte sein Lob und sagte zu Gundoberga insgeheim: „Meine Gestalt hast du deines Lobes gewürdigt, befehle, und ich bin dir auch in deinem Lager zu Diensten.“

Jene aber wehrte ihm heftig, voller Verachtung, und spie ihm ins Gesicht. — Wie nun Adalulf sich also in Todesgefahr sah, lief er stracks zu König Charoald und bat ihn, daß er ihm heimlich eröffnen dürfe, was er auf dem Herzen habe. Als der König seiner Bitte willfahrte, sagte er ihm: „Meine Herrin, deine Königin Gundoberga, hat vor drei Tagen mit Herzog Taso eine heimliche Unterredung gehabt, sie wollen dich vergiften, dann wird die Königin ihren Buhlen heiraten und auf den Thron erheben.“

Empört läßt Charoald die Gattin ohne Verhör in einen Turm werfen.

Der Frankenkönig Clotar aber ließ fragen: „Weshalb hast du die Königin Gundoberga, die aus fränkischem Geschlechte ist, gedemütigt und verbannt?“ — Charoald kündete ihm, wes man die Königin bezichtigt hatte. Einer der fränkischen Gesandten aber antwortete aus freien Stücken: „Du könntest diese Sache von allem Tadel frei machen. Laß jenen Mann, der dir diese Dinge gesagt hat, bewaffnen und einen anderen von seiten der Königin Gundoberga; auch dieser, bewaffnet, trete gegen ihn auf zum Zweikampf. Dann wird Gottes Gericht zeigen, ob Gundoberga jener Schuld mit Recht angeklagt wurde oder mit Unrecht.“

Das gefiel dem König, und er befahl den Zweikampf, den ein Kämpfe Pitto gegen Adalulf siegreich ausfocht: Adalulf fiel, und Gundoberga nahm, vom schmähhlichen Vorwurf gereinigt, den ihr gebührenden Platz wieder ein.

Daß die ursprüngliche Quelle dieser Erzählung eine langobardische Sage ist, dafür spricht wohl, daß wir sie in etwas veränderter Form bei Paulus wiederfinden. Wie wir sie hier finden, wie sie der austrasische Chronist, vielleicht ein Metzger Kind, erzählt, ist sie echt fränkisch: die Verleumdung einer fränkischen Prinzessin im Auslande und ihre Reinigung; der Triumph einer

fränkischen Gesandtschaft an fremdem Hofe; der Siegeszug des fränkischen Gottesgerichtes.

Denn das fränkische Gottesgericht ist es offenbar, das der Gesandte den Langobarden empfiehlt. Einen Zweikampf, den der König verlangt und der in einer Sache Klarheit schaffen soll, in der Aussage gegen Aussage steht.

Hier im Märchen, genau wie eben in der geschichtlichen Erzählung Gregors von Tours. So schien den Franken ein fremder König, ein fremdes Volk sich vor ihrem Gesetze zu beugen, vor jenem Gesetze, das sie um so fanatischer hegten, je weniger es von der Urbevölkerung des eigenen Sitzes anerkannt wurde.

Daß die Romanen mit diesem Danaergeschenk nicht sonderlich zufrieden waren, dafür fehlen aus dieser Zeit noch direkte Beweise. Aber es ist natürlich, daß sie, als die Handeltreibenden, die Besitzenden, das Gesetz oft genug zu ihrem Schaden kennen lernen mußten. Germanische Edle und Krieger sind stets Feinde des Kaufmanns und Handarbeiterstandes, dagegen ausgesprochene Freunde ihres Säckels gewesen. Wenn nun dem Zeugnisverfahren das Gottesgericht vorgezogen wurde, so mußte ja in solchen Fällen der Handelsmann oft genug den Kürzeren ziehen, selbst wenn er auch immer das Recht hatte, sich etwa von einem professionellen Kämpfer vertreten zu lassen, wie es wohl damals bestand. Oder hatte gar nur der Angeklagte dieses Vorrecht? Der Forstmeister kämpft selber, der Verräter Adalulf ebenso.

Kurz ein Privatrecht, das, so unklar es im einzelnen auch sein mag, vielleicht auch gewesen sein mag, — das in erster Linie auf physischer Kraft mit Hintansetzung geschriebenen oder lebenden Zeugnisses beruhte, mußte den Geschäften geradezu verderbenbringend sein.

Später mehren sich die Zeugnissē für die Unbeliebtheit der Sitte in nichtfränkischen Kreisen. Aus den Tagen des sechsten und siebenten Jahrhunderts besitzen wir nur eins, eine „Novelle“ zum *salischen Gesetze*, in der versucht wird in einem besonderen Falle, das Gottesgericht aus seiner offiziellen Rolle zu verdrängen und zu einer Art privaten Genugtuung herabzusetzen: Von jenem, der einem anderen einen Meineid vorwirft. Wer einen anderen eines Meineids zeihet, und er kann

ihm denselben nachweisen, so zahlt der Meineidige 15 Solidi; kann der Meineid nicht nachgewiesen werden, so zahlt der Kläger 15 Solidi, und nachher kann er kämpfen, wenn er mag.

Das wäre also jene Verweisung auf Selbsthilfe, die Dahn annahm, aber, wie aus dem Charakter als Novelle zum salischen Gesetze hervorgeht, nicht der Urcharakter des gerichtlichen Zweikampfes, sondern im Gegenteil ein dem Urcharakter entgegengesetzter Zug, eine Reform. Man stellte diese Novellen in Pertz' zweitem Bande der Gesetzessammlungen zu Chilperichs Zufügungen (561–584). Und wenn ein Merowinger einen Anspruch darauf hat, so ist es sicherlich der Bruder des Guntchramn und Gemahl der bössartigen Fredegund. Einer der eigenartigsten Herrscher aller Zeiten, während dessen Regierung bei Geburt eines Sohnes eine allgemeine Amnestie erlassen wurde, der Orthographiereform, eine Reform der Kirche versuchte, lateinische Verse verfaßte, chauvinistisch-fränkisch gesinnt war, seiner Prachtliebe große, manchmal übertriebene Opfer brachte und voller Schnurren und Späße über Bischöfe und Geistliche war. Das hat ihm dann von unserem orthodoxen Gregor den Namen: *Nero nostri temporis* eingebracht, den er zweifellos nicht verdiente. Die Neuerung bezüglich des Gottesgerichtes ist diesem Könige schon zuzutrauen. Freilich blieb sie, wie so manches Gesetz, auf dem Papiere, die Idee des Gottesgerichtes erhielt sich nicht nur, sondern erstarkte in reaktionärem Widerspruch gegen Gesetz, Kirche und Nichtfranken, und wir finden sie 150 Jahre später, zur Zeit der Karlinge, stärker wie je, als ein gerichtliches Beweismittel ersten Ranges.

Eine Abschweifung.

Neben dem bisher geschilderten Brauche, der den Zweikampf als ein Rechtsmittel ersten Ranges gelten läßt, finden sich noch Spuren einer anderen, unseren Gewohnheiten entsprechenden Form: eines Duells, in welchem eine der Parteien als Forderer auftritt, von Verhängen desselben also keine Rede ist.

Diese Art finden wir bereits beim alten Gregor einmal beiläufig erwähnt. In den Konflikten König Guntchramns mit dem Prätendenten Gundovald, den sie mit Spitznamen „Balomere“, die Bläß, nannten, spielte auch ein Herzog Boso (Guntchramn

Boso war sein voller Name) eine wenig ehrenhafte Rolle. Er soll es gewesen sein, der diesen Gundovald, übrigens einen gutmütigen lenkbaren Menschen, der in Konstantinopel im Exil gelebt hatte, von dort nach Frankreich lud, um als Bastard eines Merowingers aufzutreten und Ansprüche an die Krone zu stellen. Später gab er die Sache des falschen Prinzen auf und stellte sich auf seiten seiner Gegner.

Solches Verhalten warf ihm einmal König Guntchramn in seiner etwas prolixen Art vor. „Du Feind meines Landes,“ herrschte er ihn an, „der du seinerzeit im Osten warst, um uns diesen Balomere über den Hals zu bringen, ewig Treuloser, der du nie hältst, was du versprichst,“ und was es an solchen Worten noch mehr gibt, wo doch ein sicheres Gewahrsm das einzige Mittel gewesen wäre, den Mangel an Grundsätzen des hinterlistigen Herzogs unschädlich zu machen.

An Frechheit zur Antwort fehlte es ihm nicht: „Du Herr,“ rief er, „sitzest auf königlichem Thronessel, und niemand wagt, dir zu antworten. Ich erkläre, daß ich unschuldig an dem bin, was du mir vorwirfst! Aber wenn ein Standesgenosse mir heimlich dies Verbrechen in die Schuhe schiebt, gut, so mag er vortreten und sprechen, dann bin ich bereit, es dem Gerichte Gottes anheimzugeben, damit Er entscheide, wenn Er uns auf der Wahlstatt kämpfen sieht.“

Ganz poetisch ist diese Wahlstatt benannt: *in unius campi planitie* — „auf eines Feldes Fläche“. Aber weder dem König noch seinen Leuten gefiel die dichterische Redeweise, es trat kein Kämpfe auf, der König schimpfte weiter und holte sich von Boso noch einen gehörigen Trumpf, bei dem der ganze Hof auf des Königs Kosten in Lachen ausbrach.

Die Stelle läßt uns also Zeugen seß einer Herausforderung zum gerichtlichen Zweikampf und gibt der Anschauung unzweideutig Worte, daß in diesem Kampfe Gott der Entscheidende ist. Leider — man werfe uns dies „leider“ nicht als unethisch vor — folgt der Einladung kein Austrag, und wir erfahren über die weitere Art dieses Zweikampfes nur eines, daß nur ein Standesgenosse berechtigt war, ihn gegen seinesgleichen auszufechten.

Dies gibt uns wohl den Schlüssel dazu, warum in dem Kampfe der vorigen Kapitel der Kämmerer nicht selber kämpfte, sondern ein Neffe für ihn eintrat, einfach weil ein Forstaufseher einem Königlichen Kämmerer nicht ebenbürtig sein mochte.

* * *

Die Anschauung aber, daß eine höhere Macht im Kampfe entscheide, ist altheidnisch und findet — um auch dies nicht zu übersehen — nicht nur beim Zweikampf, sondern auch in der Schlacht ihren Ausdruck. Auch in der Schlacht gehört der Sieg der guten Sache und nicht der besseren Mannschaft, der besseren Ausrüstung. So optimistisch denkt man in Kinderjahren.

So ließ derselbe Gundovald, aus dessen kurzem Leben wir vorhin eine Szene zum Besten gaben, seinem Widersacher melden: „So spricht Gundovald: Gott wird richten, ob ich Clothars Sohn bin oder nicht, wenn wir auf einer Wahlstatt zusammenstoßen werden.“

Auch das christliche Mittelalter, die Kämpfe gegen Sachsen, Sarazenen, die Kreuzzüge hat diese Idee noch beherrscht. „Wir haben Recht, die Heiden aber Unrecht“, ist der Schlachtruf des Rolandsliedes, — mit dem Rufe „*Dieus le vuelt!*“ zogen Frankenritter nach dem Morgenlande und begründeten die Superiorität ihres Christentums über alle Völker auf einer ihnen aus heidnischer Zeit anhaftenden Anschauung.

Und hierauf beruht schließlich eine letzte, hier noch zu besprechende und merkwürdige, aus Märchen und Sagen auch uns noch bekannte Mischform zwischen Zweikampf und Schlacht, daß nämlich zwei ausgewählte Helden die Sache unter sich ausmachen, und dann die beiden Heere eidlich an den Ausgang des ebenfalls gottesgerichtlich gedachten Kampfes gebunden sind.

Diese Art von Zweikampf mag in der Poesie häufiger gewesen sein als in der Praxis; denn wo wir ihn treffen, handelt es sich um Dichtungen oder um Stellen, die aus der Volkssage in die Chronik geflossen sind. Wie bei jenem hübschen Kapitel des merowingischen Historienbuches, in welchem wir König Clotar an der Weser stehen sehen, dem Erbfeind, den Sachsen, gegenüber. Drüben tummelt sich der Sachse Bertoald und ruft über den Fluß, was denn im Frankenlager los sei, daß die Freude über den Strom herüberschalle. „Held Clotar ist bei ihnen an-

gekommen!“ ruft der König, ohne sich zu erkennen zu geben. „Was?“ antwortet der Sachse, „Clotar? der ist ja längst tot!“ — „Tot!“ ruft nun seinerseits Clotar, nimmt den Helm ab und läßt das lange weiße Königshaar im Winde flattern, ein Beweis, daß der alte Löwe noch lebt. Da wirft ihm der Sachse über die Weser hinüber den Schimpf zu, jenen selben, den man dem Gundovald anhängte: „Du Bläß!“ und entweicht. Clotar aber über die Weser und ihm nach. Bald hat er ihn erreicht und niedergestoßen. Sein Sieg aber bestimmte die Sachsen abzuziehen.

Dieser Kampf, der einer weitverbreiteten Sage des siebenten Jahrhunderts angehörte, und der noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in der Volkserinnerung lebt, scheint für alle jene Kriege vorbildlich gewesen zu sein, welche die Nachfolger des tapferen Clotar für ihr Volk durch einen Zweikampf entschieden. So kämpft in der Dichtung Karl (Martell) noch eigenhändig gegen den Sarazenen Braimant (Abderrahman), Karl der Große noch eigenhändig gegen Wittukind (Sachsenlied) und den Heidenkönig Baligant (im Rolandslied); der Kampf aber gegen den riesigen Sachsenhäuptling Bertharius oder Bertoldus, der den ganzen Sachsenkrieg entscheidet, wird der Dichtung nach bald von dem Urahn Karls des Großen, dem Arnulfing Ansigisel, bald von Ogier erzählt, der als dänische Geisel am Hofe Karls anfang und als „Pair de France“ endigte.

*

*

*

Und da dieses Kapitel dazu bestimmt scheint, alles das aufzunehmen, was seitab vom Wege liegt, müssen wir noch ein kurzes Streiflicht auf ein Paar andere Formen des Gottesgerichtes werfen, die nicht in Kampf bestanden, sondern in allerhand mehr oder weniger ingeniösen Proben und für schwächere Geschlechter, Frauen und Geistliche bestimmt gewesen sind.

Für letztere galt in erster Linie die Abendmahlsprobe. Wer schuldig ist, den läßt Gott sein heiliges Abendmahl nicht genießen, war die Anschauung, und so ist sie noch im 13. Jahrhundert, wo wir oft genug den Verräter versuchen sehen, die Hostie herunterzuschlucken, während ihm die Oblate unverwandelt im Gaumen kleben bleibt. Ja, wir finden sogar die Anschauung, daß der Unwürdige an ihr ersticken müsse.

Andere weniger harmlose Proben waren die Feuer- und Wasserprobe, letztere auf dem physiologischen Grundgedanken aufgebaut, daß das Wasser, als das reinste aller Elemente, die Schuld verabscheut und von sich gibt, während es die Unschuld in seinem Schoße aufnimmt. Der Geprüfte war daher in der unangenehmen Alternative, als Unschuldiger zu ertrinken oder dem Wasser zu entrinnen, um als schuldig bestraft zu werden.

Die Kreuzesprobe bestand darin, die Arme an einem Kreuze frei auszustrecken, ohne zu ermüden, da den Unschuldigen zu stützen die Engel Gottes kamen. Daneben finden sich allerhand andere Proben, sich von einem Turm herabstürzen zu lassen u. dergl. m.

Die Frage, ob diese „Ordale“ unabhängig vom gerichtlichen Zweikampf entstanden, gallisch oder gar altchristlich sind, scheint unlösbar. Eine Ansicht darf man gleichwohl äußern: daß das sechste Jahrhundert die Anschauung vom Gottesgerichte aus der heidnischen Betrachtungsweise übernahm, sich zurechtlegte und auf weniger kriegerische Gebiete übertrug. Damit gelangt man zu einheitlicher Quelle, wonach unser monistisches Bedürfnis ja immer strebt. Zu dieser Quelle kehren wir nun zurück.

Hundertfünfzig Jahre später. — Spaltung des Gottesgerichtes in leichte und schwere Form.

Es ist nicht Bequemlichkeit, die uns veranlaßt, 150 Jahre auf einmal zu überspringen, sondern die Ungunst der Zeiten. Das letzte Jahrhundert merovingischer Herrschaft ist eine Zeit trostlosen Verfalls, und das einzige Erfreuliche ist, wie neben dem absterbenden Hause die neue austrasische Macht heranwächst. Die Fortsetzer des Fredegar, ein paar Kärlingische Annalen, das ungefähr sind unsere recht mageren Geschichtsquellen aus jener Zeit, die um kaum sehr zuverlässige Klosterberichte bereichert werden, wenn ein Fürst oder König sich den Ruf der Heiligkeit erwarb, wie Dagobert, „*le bon roi Dagobert*“, wie Arnulf, der Urahn des großen Karl.

Mit Karl dem Großen treten wir für Gesetzgebung, Staat, Kirche, Schule, für das Gesamtgebiet des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens in eine neue Periode: der Zusammenhang

mit dem Alten wird gesucht durch Sammlung der *Carmina regum*, der Langobardensagen und -geschichte, durch Übernahme der Kaiserkrone. Neue Wege sichern die kärlingische Schule, die Einführung der Silberwährung gegen die plumpe, den Kleinhandel hemmende Goldwährung des *ancien régime*; überall Fortschritt, hoher praktischer Sinn, lebensvolle Bewegung.

Nur die Justiz bleibt auf dem alten Flecke. Ja, rätselhaft genug bei des Fürsten sonst gezeigter Einsicht, aber ein untrügliches Zeichen, daß eine Reaktion hier eine retrograde Bewegung veranlaßt hat, — das Gottesgericht herrscht strenger denn je, ist auf dem Wege sich zu verschärfen, an Boden zu gewinnen, grausamer noch zu werden.

Bei den Nichtfranken mag der Unglaube bez. des Gottesgerichts, die Antipathie gegen diese fränkische Sitte stärker gewesen sein als zuvor, in welcher Form es auch auftrat. Jedenfalls sah sich Karl in einem Kapitular vom Jahre 810 genötigt, den geschwundenen Glauben durch ein Edikt wieder aufzufrischen, das den lapidar-militärischen Stil des Kaisers zeigt, wenn er einen Widerspruch in Glaubenssachen zu brechen hatte. „*Ut omnis homo*“, befiehlt er, „*iudicium dei credat absque ulla dubitatione*“ — Daß ein jeder an das Gericht Gottes glaube ohne irgendeinen Zweifel.

Erscheint der Befehlende hier schrecklicher oder mehr grotesk? Ich vermag es nicht zu sagen. Wenn man die Frage prinzipiell anschaut, das letztere; wenn man die Jahrhunderte über sieht, in der die kärlingische Form des Gottesgerichtes sich erhielt, das erstere.

Diese Form aber scheidet von nun ab zwischen Anklage auf irgendein Vergehen und Anklage auf Hochverrat. Während für dieses Verbrechen die alte Art des Zweikampfs mit tödlichen Waffen übrig blieb, kam für die Summe der übrigen strafbaren Handlungen ein gemildertes Verfahren auf, der Kampf mit Stock und Schild.

Noch kann der Kampf als ein Entscheidungsmittel in unlösbarer Frage von dem Gerichtsherrn befohlen werden. So heißt es in einem Kapitular des Jahres 825: „Wenn in irgendeinem Streitfalle dem Gesetze nach ein Zweikampf verhängt

wurde, so sollen die Parteien mit Stock und Schild kämpfen, außer bei Hochverrat, wie schon vorher bestimmt.“

Dieser Stockkampf wird jedem anderen Verfahren bereits vorgezogen. Bei Viehdiebstahl hat der bestohlene Kläger sogar das Recht, das Zeugnis von zwölf Entlastungszeugen zurückzuweisen und an ein Gottesgericht zu appellieren (Anno 803).

Spielt auch der Viehdiebstahl, wie seinerzeit in der Union, so heute in Westafrika eine hervorragende Rolle, die ihn zu einem Hauptverbrechen stempelt, so ist die Zurückweisung von zwölf Entlastungszeugen dennoch etwas höchst Auffallendes, ja Empörendes und fordert zum Vergleiche mit dem burgundischen Gesetz von 502 heraus, wo Zeugen des Anklägers zurückgewiesen werden unter ähnlichen Umständen. Und da man geneigt ist, einem Gesetz, das sich auf Seite des Angeklagten stellt, mehr Humanität zuzusprechen als einem solchen, das ihn der Möglichkeit einer Entlastung durch Zeugen beraubt, so muß man sagen, daß hier eine bedauernswert retrograde Entwicklung stattgefunden hat, in einem Maße, wie sie sich wohl selten beobachten läßt. Daß der Kampf gemildert wurde, halten wir, wie wir schon einmal zu sagen Gelegenheit hatten, neben der Verschärfung der Grausamkeit in der prinzipiellen Verwendung des Kampfes geradezu für pervers.

Aber diese Verschärfung der Grausamkeit geht noch weiter: Nicht genug damit, daß Kläger und Angeklagter einem der Gerechtigkeit, vor allem dem Gerechtigkeitssinn der Bevölkerung nicht entsprechenden Gerichtsverfahren unterworfen werden, auch die Zeugen werden nun bald darauf mit in das Verfahren und die Strafe hineingezogen.

Das kam aber so. Bisher hatte dem Gottesgericht, wie wohl dem gerichtlichen Verfahren überhaupt, das sakrale Element gänzlich gefehlt. Chundo und sein Gegner, Adalulf und Betto fochten ohne Segen, ohne priesterliche Anteilnahme. Kein Wunder, wenn da naturgemäß der Widerspruch der Kirche gegen solch unchristliche Sitte wach sein mußte und in einzelnen Fällen auch gebucht ist.

Stieß aber die katholische Kirche in ihren Reformen auf unüberwindlichen Widerstand, so hatte sie das Verfahren ange-

nommen, die bekämpfte Sitte sich selber einzuverleiben und auf diese Weise unschädlich zu machen. So hat sie die früher so ingrimmig bekämpften Neujahrsbescherungen und Mummereien an kirchliche Feste: Weihnachten und Karneval geknüpft, hat verbotenen Liedern und Tanzweisen kirchlichen Text unterlegt, so daß „Schifferlied“ einmal seine ursprüngliche Bedeutung hat, ein andermal ein geistliches Lied bezeichnet, — daß eine Heilige die lustigen Tanzlieder der Bevölkerung für fromme Gesänge hält, und ebenso hat sie auch beim Gottesgericht, nicht zu seinem Vorteil, ihren Platz in Anspruch genommen.

Zunächst beim Eide allein, der zu einer kirchlichen Handlung wird, später dehnte sie ihren Einfluß auch auf den Kampf aus.

Dieser Eid, auf die Hostie geschworen, hat nun eine ganz neue Kraft. Er ruft die Hilfe der christlichen Gottheit an, die, der Vorstellung nach, eine ihr zugefügte Beleidigung zu rächen bereit sein wird. Und zwar unmittelbar nach dem Meineide zu rächen.

Und hiermit kommen wir auf das seinerzeit Geäußerte zurück. Neben dem Gottesgericht bestanden als Formen kirchlicher und bürgerlicher Justiz andere Ehrlichkeitsproben: die Abendmahlsprobe, die Feuerprobe, die Wasserprobe u. a. m., zum Teil altüberkommene germanische Bräuche, die wir noch im späteren Mittelalter in Geltung finden. Der Sinn der Abendmahlsprobe war nun der: daß der Meineidige an der Hostie ersticken müsse. Und deswegen soll auch der Angeklagte, der bereit ist, seine Unschuld auf dem Altar zu beschwören, wenn einer der Ankläger bereit ist, gegen ihn zu kämpfen, die Hand vom Altar zurückziehen und sich waffnen; einfach weil bei ausgesprochenem Meineid seine Hand verdorrt wäre, oder sonst ihn die himmlische Strafe getroffen und den Zweikampf vereitelt hätte. (Anno 804 — 13).

Aber das Bestreben, den Gottesgerichtlichen Charakter des Kampfes evident zu machen, mußte dazu führen, die kirchliche Handlung nicht zu unterdrücken, die Anschauung insofern zu verschieben, als Gott nicht beim Abendmahl selber eingreift, sondern sich eines Kämpfers bedient, um den Beleidiger der Hostie zu bestrafen, und hiermit ist auf das deutlichste der Weg zum Gottesgericht des späteren Mittelalters vorgezeichnet. Was

aber hierbei als eine Entwicklung *in malam partem* oder eher *in pessimam partem* sich beigesellte, war, daß ja nun auch die Zeugen der besiegten Partei meineidig wurden und nun ebenfalls in eine korporelle Strafe mit hineingezogen werden mußten. Während diese Zeugen nach dem Gesetze von 816 die durch den Meineid verfallene rechte Hand noch durch eine Buße retten können, trifft nach späterer Anschauung den meineidigen Zeugen gleiche Strafe wie den Verbrecher, unter Umständen Todesstrafe.

* * *

Wie aber wurde es bei Hochverrat gehalten, wie entwickelte sich dort die Sitte?

„Wenn in irgendeinem Streitfalle dem Gesetze nach ein Zweikampf verhängt wurde, so sollen die Parteien mit Stock und Schild kämpfen, außer bei Hochverrat.“

Durch dieses Gesetz des Jahres 825, welches nur ein älteres bestätigte, wissen wir, daß im Falle von Hochverrat nicht mit Stock und Schild gekämpft wurde; wie aber gekämpft wurde, das zu wissen, würden wir die Kapitularien vergebens befragen. Wir haben eben hier den Fall, daß eine bestimmte Form der Justiz, ein Untersuchungs- oder Strafverfahren, das nur bei gewissen Klassen eintreten konnte, nicht gebucht ist. Hochverrat konnte füglich nur in fränkischen Kreisen stattfinden und in denen, die ihnen nahe standen. Diese aber kannten ihren Ehrenkodex auch ungebucht, ebenso wie auch heute dem bürgerlichen Gesetzbuch Bestimmungen über Ehrensachen in Universität, Beamtenschaft und Heer fehlen.

So wären wir denn auf Hypothesen angewiesen, wenn nicht die Dichtung uns mit zwei grandiosen Szenen aus der Kärlingerzeit die Lücke ausfüllte: Die eine stellt einen Zweikampf wegen Hochverrats unter Karl dem Großen, die andere einen solchen unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen dar. Wir sind hier genötigt, die Chronologie umzudrehen und mit letzterem zu beginnen, weil jener, als innerhalb eines Volksepos stehend, jüngere Elemente in sich aufgenommen hat und danach eher die

Form des ausgehenden als des anhebenden neunten Jahrhunderts darstellt.

Im Januar des Jahres 820 erregte ein Vorfall die Gemüter der Franken, der ihnen als ein Eingriff in ihre Sitten, gleichsam wie eine Störung der Weltordnung vorkam. In der Kaiserpfalz war es, in Aachen. Dort war der Markgraf von Barcelona, Bera, ein Gote, den seine Stammesgenossen schon längst des Betrugs und des Hochverrats ziehen, angeklagt worden und hatte dann mit dem Ankläger sich in einen gottesgerichtlichen Kampf eingelassen. Er wurde besiegt. Der Kaiser aber schonte ihn, obgleich er als Kapitalverbrecher hätte hingerichtet werden müssen. So erzählt Einhard.

Ausführlich hat uns Ermoldus Nigellus, Priester, Krieger und Poet in einer Person, kurz ein echter Franke, diese Szene überliefert. Ermoldus Nigellus war bei Ludwig dem Frommen in Ungnade. Nicht mit Unrecht; hatte er doch mit dem eigenen Sohne des Kaisers, mit Pippin, sich gegen diesen zu erheben gewagt. Nun wollte er solche Schuld durch eine Reihe von lateinischen Versen wieder gut machen und schrieb sein ausge dehntes *Carmen de Hludovico*, sein Ludwigslied, das ihm und Pippin wieder zur kaiserlichen Gnade verhelfen sollte.

Gegen Ende des 3. Buches kommt er auf jene Szene in Aachen und hebt an, um die Lücke in den Gesetzbüchern auszufüllen, den fränkischen Brauch bei Hochverrat darzustellen.

Altehrwürdige Sitte bestand von jeher bei den Franken und besteht; so lange sie bestehen wird, wird Ehre und Ruhm dem Stamm gehören: daß, wer die ewige Treue dem Könige zu halten sich weigert, auf welche Art dies auch geschehe, — daß, wer gegen den König oder die Krone oder die königlichen Prinzen etwas zu sagen wagt, was von der schuldigen Treue abweicht, — wenn ein Standesgenosse auftritt, ihn dessen zu be- zichtigen, er mit diesem in blutigem Kampfe sich messen müsse, vor Königen und Franken und den Ältesten. Verabscheut wird nämlich von den Franken dies Verbrechen. *Detestatur enim Francia hocce nefas.*

Wir sind auf dem Königstage zu Aachen. König und Franken sind versammelt. Der Gote Sanilo tritt auf und ver-

klagt Bera auf Hochverrat. Bera leugnet. Beide bestehen auf ihren Aussagen und verlangen, daß die Waffen entscheiden sollen. „Caesar!“ ruft Bera, „um der Frömmigkeit willen bitte ich dich, daß ich den Vorwurf mit den Waffen Lügen strafen darf, bitte ich dich, daß wir den Zweikampf nach gotischer Sitte zu Pferde ausfechten können, ich für meine Person mit meinen eigenen Waffen.“

Der Kaiser stellt diese Sache den Franken anheim mit formelhafter Wendung:

„Die Franken haben in dieser Sache zu entscheiden. So ist es Recht und Gesetz, und so will ich, daß es geschehe.“

Die Franken aber geben in althergebrachter Weise ihre Zustimmung. Die Waffen werden bereitet.

Aber nicht ohne Grund heißen sie den Kaiser den Frommen. Er sucht einzugreifen, sucht das blutigen Ausgang heischende schwere Gottesgericht aufzuhalten, zu vermeiden: „Besser ist es,“ kündigt er, „meinen vernünftigen Worten zu glauben als den Kämpfen des pestschwangeren Mars zu folgen.“ Seine Franken aber: „Den Kampf, wir wollen den Kampf!“

Als Ludwig sah, daß sein gütliches Zureden, sein Versprechen, demjenigen, der seine Schuld erkläre, zu verzeihen, ohne Erfolg blieb, eröffnete er den Prozeß mit der Formel: „Das fränkische Recht nehme seinen Verlauf,“ und verließ die Parteien. Heimlich aber ließ er ein paar kräftige Jünglinge von seiner Leibgarde zurück, die wenigstens den tödlichen Ausgang des Kampfes vereiteln sollten.

Die anderen ziehen zum Gerichtsplatz. Ein Hain, von Vögeln und jagdbarem Getier bewohnt. Jagdgründe des Königs. Ein Bach durchquert ihn plätschernd. In seiner Mitte ein Raum von Marmorbänken und Steinmauern umgeben.

Zitternd betreten Sanilo und Bera die Kampfstätte, die Schilde auf dem Rücken, die Lanzen in der Hand. Hinter ihnen des Königs Jünglinge. Nun erscheint Gundold, der Wächter des Ortes. Er befiehlt, die Totenbahre herbeizuschaffen, die unweit davon unter einem Dache aufbewahrt wird; sie ist das Zeichen des schweren gottesgerichtlichen Kampfes, dem einer erliegen muß.

Man wartet noch auf das kaiserliche Zeichen von der Burg

her. Nun wird vom Söller gewinkt, der Zweikampf zu Pferde, den Franken ein ungewohnter Anblick, nimmt seinen Anfang.

Die Kämpfer werfen ihre Lanzen, ziehen die Dolche, bedrängen sich in erbittertem Kampfe nach ihrer Stammessitte, Bera zieht den kürzeren; er gibt dem Pferde die Sporen, Sanilo ihm nach, schlägt ihn mit dem Schwerte vom Pferde herunter, jener gesteht schreiend seine Schuld, – da greifen des Königs Knaben ein und entziehen den müden Bera der Rache seines Gegners.

Die Franken sind über den Eingriff sprachlos. Kopfschüttelnd trägt Gundold seine Totenbahre unbelastet zu ihrem Schutzdach zurück, und man versteht, daß ihm dies noch nie passiert sei.

Ermoldus aber nimmt die Gelegenheit wahr, die Milde des Kaisers, die der Hochverräter Bera genossen hatte, auch für sich und den Prinzen Pippin zu beanspruchen:

O pietas immensa nimis! peccamina laxat,
Cedit opes, vitam cedit habere reis.
Haec eadem pietas, posco atque reposco fidelis,
Memet, Pippino reddet opima pio.

Dieser spannende, ausführlich geschilderte Kampf zeigt uns nun die Entwicklung, die der Kampf mit scharfen Waffen seit den ältesten Tagen, in denen wir ihn fanden, durchgemacht hat. Die Verfügung, ob gekämpft werden soll oder nicht, liegt nicht mehr im Ermessen des Gerichtsherrn, wie im sechsten und siebenten Jahrhundert: die Parteien fordern den Kampf und wissen ihn gegen Ludwigs Willen durchzusetzen. Aber wie in jenem Kampfe des Jahres 590, der in Châlons vor König Guntchramn stattfand, schließt der einmal eingeschlagene Weg des Zweikampfes eine milde Bestrafung aus und fordert blutigen Ausgang.

Augenscheinlich ist natürlich die Entwicklung des Decorums, das so feierlich mit vorgeschriebenen Formeln und langsamem, würdigem Gange einherschreitet, wie eine studentische Mensur noch heute. Für den Kampf ist ein besonderer Platz in der Nähe der Pfalz da: von Marmorbänken eingeschlossen, die für die Zeugen bestimmt sind. In seiner Nähe ist ein Schutzdach, in welchem die zu dem Kampfe benötigte Totenbahre steht. Alles Zeichen dafür, daß diese Art Duell bei den Franken oder besser am fränkischen Hofe nicht zu den Seltenheiten gehörte.

Sehr charakteristisch ist das Symbol des Kampfes bis zur Unfähigkeit: Die Totenbahre. Ein Gegenstand, der im Decorum zum Unentbehrlichen gehörte, da er unfern des Kampfplatzes seinen Aufbewahrungsort hatte. Ein Symbol, das außerdem geeignet ist, den Eindruck des Ernstes bei Zuschauern und Kämpfenden hervorzurufen. So hat sich der Brauch oder die Erinnerung an den Brauch noch bis in das ausgehende zwölfte Jahrhundert erhalten. In dem epischen Romane von Gaydon läßt Karl der Große ebenfalls eine Bahre auf den Plan bringen: „Eine große Bahre ließ der König herbeischaffen, die bedeutet Stolz und Kühnheit und ernstes, großes und grausames Gericht.“

Was wir hier über den schweren Zweikampf aus Ermoldus' Dichtung schlossen, das bestätigt uns ein weiterer poetischer Zweikampf, dessen Überlieferung zwar erst aus dem elften, zwölften Jahrhundert stammt, dessen Ritual im allgemeinen aber mit jenem des neunten Jahrhunderts noch trefflich übereinstimmt. Diesmal handelt es sich um die Schilderung in einem volkstümlichen Gedichte, eine Schilderung von hoher poetischer Schönheit in der Volkssprache, um die „Bestrafung Ganelons“ im *Rolandsliede*.

Dem Hochverrat Ganelons sind Roland und seine Pers, seine Standesgenossen, zum Opfer gefallen. Ganelon ist gebunden worden und wird nun in den Schlußpartien der Dichtung dem Gerichte überliefert. Wir sind in Aachen, wie bei dem Gericht über Bera. Das Lied hebt an, als ob ein ganz neuer Teil begänne, als ob (und das nimmt man wohl allgemein an) hier eine selbständige, der Sprache nach sehr alte Dichtung dem fertigen Rolandsliede angeheftet worden wäre:

Es ist geschrieben in der Geschichte unserer Altvordern, daß Karl seine Leute aus allen Ländern zusammenberief. Versammelt sind sie zu Aachen. Ganelons Gericht beginnt.

„Ihr Herren,“ sagt Karl der König, „richtet mir über Ganelon. Er hat mir die zwölf Pers um Judaslohn verraten.“

Sagt Ganelon: „Ich leugne es nicht. Roland hat mich um Geld und Gut betrogen. Darum sucht' ich seinen Tod und seine Not. Hochverrat geb' ich nicht zu!“ — Antworten die Franken: „Darüber werden wir zu Gericht sitzen.“

Wie ein Recke stand Ganelon vor dem König, dreißig von

seiner Sippe um ihn herum. Unter ihnen Pinabel, ein großer Kämpfe, wenn es galt, seine Freunde zu verteidigen. Der übernimmt Ganelons Sache.

Zum Gericht treten sie zusammen, die Bayern und Sachsen, die von Poitou, die Normannen und Franken, mäuschenstill verhalten sich die von der Auvergne aus Angst vor Pinabel. Da sagte der eine zu dem anderen: „Ach was! Lassen wir ab vom Gerichte, bitten wir den König, daß er Ganelon frei spreche, Roland ist tot, den kriegen wir doch nicht wieder.“ — Nur Tierri, der Bruder Herrn Gottfrieds, hat den Mut aufzutreten.

Schon wollte Karl verzagen und dachte, keiner würde für die Anklage der Krone mit den Waffen eintreten, da trat vor ihn Tierri aus Anjou, ein hagerer, geschmeidiger Jüngling mit schwarzem Haar und gebräuntem Gesicht, nicht zu groß, nicht zu klein von Wuchs: „Was auch Roland dem Ganelon tat,“ ruft er, „dennoch durfte der die Treue gegen euch nicht brechen. Er hat Hochverrat begangen. Ich verurteile ihn zum Tode durch den Strang. Wer für ihn eintreten mag mit den Waffen, der trete vor!“

Da trat Pinabel vor: „Ich strafe dich Lügen!“ und er reichte dem König seinen Handschuh als Pfand, und ebenso tat Tierri. Die dreißig Verwandten stellten sich als Geiseln.

Vier Bänke wurden auf den Platz getragen, dort saßen die, welche kämpfen sollten, dort wurden sie durch das Mall der anderen zum Kampfe bestimmt und forderten ihre Waffen. Schon sind sie zum Kampfe bereit, haben gebeichtet und sind absolviert, haben in den Münstern ihr Geldopfer dargebracht und sind vor Karl zurückgekehrt, rüsten sich nun und besteigen ihre Pferde. Gott weiß wohl, wie das endigen soll.

Unterhalb Aachens ist das Gefilde breit, dort reiten die Kämpfer aufeinander los, dort zersplittern ihre Schilde, dort werden beide aus dem Sattel gehoben. Nun dringen sie mit den Schwertern aufeinander ein, gewaltig sind die Hiebe, mit denen sie sich die Helme spalten wollen. „Herrgott,“ ruft Karl, „erleuchte das Recht!“

Pinabel holt aus und schlägt Tierri auf den Helm, daß die Funken sprühen. Der Helm gibt nach, die Schwertschärpe zerreißt Tierri die Wange.

Wütend holt Tierri aus, zerschmettert Pinabels Helm und Schädel. Rufen die Franken: „Gott hat gerichtet.“ Da trat Karl selber auf Tierri zu und wischte ihm mit seinem kostbaren Pelze den Schweiß aus der Stirn.

Nun ging es nach Aachen zurück. „Was soll mit den Geiseln geschehen?“ frug Karl. — Antworteten die Franken: „Sie haben ihr Leben verwirkt.“ Da wurden alle dreißig aufgehängt. Wer Verrat ausübt, bringt sich und andere in Elend.

Dann wandten sich die anderen, die Bayern und Alemannen, die aus Poitou, der Bretagne, Normandie Ganelon zu. Alle aber übertrumpften die Franken mit der Forderung, Ganelon müsse eines peinvollen Todes sterben. Da ließ man ihn an vier Pferde binden und zerreißen. Wer andere verrät, solle dessen sich nicht rühmen dürfen.

Damit schließt die Szene, die in ihrem einfachen, lapidaren Gang von einem gewaltigen Eindruck ist und uns in das Gemüt dieser Franken schauen läßt wie kaum ein anderes Ereignis, kaum eine andere Dichtung. Wir hatten wohl recht, diesem Gericht aus dem Rolandslied eine frühere, weit frühere Entstehung zuzusichern, als die Überlieferung besteht. Noch ist das schwere Gottesgericht im Falle von Hochverrat keine allgemeine französische Sitte. Noch sind es die Franken allein, die ihr vor allem anhängen, während die anderen Stämme murren und einen friedlichen Ausgang wünschen. „Gottesgericht oder nicht, Roland kriegen wir darum doch nicht wieder!“ Am feigsten sind die von der Auvergne; sie erheben ihre Stimmen am lautesten hierbei. — Die Franken ihrerseits treten wieder vor allen anderen hervor, als der schuldig befundene Verräter bestraft werden soll. Sie verlangen, daß er eine besonders grausame Todesstrafe erleide.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Widerspruch der Stämme gegen das Gottesgericht seiner Entstehung nach noch ins neunte Jahrhundert gehört. Das war die Zeit, in der Ermoldus den Zweikampf als spezielle fränkische Stammessitte pries, in der Karl der Große den Glauben an das Gottesgericht durch einen Befehl stärkte. Der geschilderte Kampf ist ein kulturhistorisches Dokument von wunderbarer Treue.

Im Decorum ist die Ähnlichkeit mit dem von Ermoldus geschilderten Kampfe von 820 frappant. Zunächst, daß der Kampf aus

denselben Gründen stattfindet. Ermoldus sagte, bei Verrat oder Verleumdung gegen den König und seine Sippe kämpfen Kläger und Angeklagte vor dem versammelten Hofe. So lautet die Anklage Karls: „An meinem Hause hat er Verrat geübt.“ — Der Ort des Königsgerichtes hier wie dort ist Aachen. Daß bei Ludwig des Frommen Gericht ein Ankläger auftritt, der die Sache verficht, im Rolandslied aber die Krone die Anklage führt und eine Zeitlang keinen Vertreter findet, das ist kein Unterschied, der in verschiedener Form des Gottesgerichtes liegt, sondern das hat im jeweiligen Falle seine Ursachen.

Dazu, daß im Rolandslied die Krone anfänglich keinen Vertreter finden kann, findet sich ein paralleles Beispiel aus der Zeit Ludwigs des Frommen. In dessen von Theganus geschriebener Biographie wird erzählt, wie Judith, die Gattin dieses, in seinen Familienverhältnissen so unglücklichen Herrschers, im Jahre 831 unter der Anklage auf Ehebruch mit einem Herzog Bernhard stand. Und wie eben jener Bernhard sich vor dem Königsgericht von jedem Verdachte gereinigt hätte, „da niemand gefunden wurde, der bereit gewesen wäre, die Anklage mit den Waffen in der Hand zu vertreten.“ —

Daß im Rolandsliede die Totenbahre fehlt, mag an der Kürze der Schilderung liegen. Dagegen sind die vier abschließenden Bänke vorhanden und auch — was in keinem jüngeren Gedichte zu finden ist — ein Zuruf der Standesgenossen vor dem Kampfe, der diesen legalisiert. Ermoldus nennt diesen das *iudicium Francorum*, und genau so heißt es im Roland: „Das ‚mall‘ hat über sie stattgefunden durch das *jugement*, den Schiedsspruch der ‚anderen‘.“ Entsprechend wird in einigen jüngeren Gedichten das Gottesgericht *champ mallé* genannt.

Freilich zeigt der Kampf gegen Pinabel auch Unterschiede von demjenigen gegen Bera, und diese Unterschiede waren es, die uns veranlaßten, die Zeitfolge der beiden Zweikämpfe umzudrehen, und den, der unter Ludwig dem Frommen stattfand, voranzunehmen.

Diese Unterschiede im Rolandsliede aber, welche einer jüngeren Entwicklung angehören, wollen wir nun besprechen.

Vom neunten bis ins zwölfte Jahrhundert.

Wir müssen auf das zurückgreifen, was wir bei Besprechung des Gottesgerichtes in der niederen Justiz, zum Stockkampfe äußerten. Als die Kirche im Kampfe gegen das Gottesgericht an Boden verlor, statt ihn zu gewinnen, verfuhr sie nach ihrem gewöhnlichen System und sicherte sich innerhalb seiner Formen einen Platz. Der gerichtliche Eid wurde zu einem kirchlichen Eid, den beide Parteien leisten mußten, Gott hatte dann einen Anlaß, den Beleidiger der Hostie im Gottesgericht zu bestrafen.

Diese Verquickung der kirchlichen Handlung mit dem altheidnischen Brauch hat dazu geführt, auch die Zeugen der besiegten Partei zur Strafe mit heranzuziehen, da sie ja mit ihrem Meineid ebenfalls die Hostie beschimpft hatten, und wir haben hieraus gefolgert, daß hier der Grund für die spätere Anschauung liege, daß falsche Zeugen und Schuldige gleichmäßig hart zu strafen seien.

Während nun der Kampf Pinabel-Tierri auf der einen Seite die ältere Gestalt zeigt, ist es überraschend, wie wir bereits in ihm diese jüngeren Anhängsel geeint finden. Die kirchliche Handlung ist beschrieben; die Kämpfer beichten, kommunizieren und opfern, und der Angeklagte gibt dreißig seiner Sippe als Zeugen hin, die nach vollzogener Überführung sämtlich gehängt werden. Trocken und ungerührt motiviert die Dichtung: „Wer Verrat übt, tötet sich und andere.“

Nun weiß man ja, daß eine volkstümliche Dichtung, die jahrhundertlang von Professionssängern dem Publikum vorgelesen wird, sich nicht gleich bleibt. Schon aus Geschäftsgründen ist der Rhapsode gezwungen, den Sitten seiner Zeit Rechnung zu tragen, sein Gedicht gleichsam zu modernisieren. Auch das Rolandslied enthält ganze Partien, die der Sprache nach als weit jünger als der Kern sich ausweisen. Wie ist es nun mit der kirchlichen Handlung; ist auch sie jüngerer Datums? Hat man sie eingeflickt, als sie im Laufe der Jahrhunderte innerhalb des Gottesgerichtes Bürgerrecht erworben, oder gehörte sie von vornherein zur Dichtung?

Auffallend ist schon, daß im Roland sich zwei getrennte Handlungen vor dem Kampfe finden: Das Mall, die Le-

galisierung des Kampfes aus älterer Zeit; das Sakrament, die Legalisierung aus jüngerer Zeit. Da nun diese beiden Zeremonien sich abgelöst haben, ist eine Zeit denkbar, in der beide nebeneinander bestanden; der Kampf im Rolandslied wäre also ein Denkmal der Übergangszeit. Das ist durchaus möglich.

Dem widerspricht aber der eigentümliche Gang der Handlung. Schon sind die vier abschließenden Bänke gestellt, die die Kämpfer doch nicht mehr verlassen sollen, schon ist das Mall vollendet, schon haben sie nach Waffen verlangt. Da, als ob sie es vergessen hätten, schreiten sie zur kirchlichen Handlung, bringen ihr Opfer im Münster dar und kehren (es ist ausdrücklich gesagt) vor den König zurück. Und nun legen sie die Waffen an.

Das ist offenbar ein Gang der Handlung, der einem praktisch üblichen Verfahren nicht entspricht. Die kirchliche Handlung schiebt sich mitten in die Rüstung ein und zerstört den Symbolismus der vier schließenden Bänke in geradezu plumper Weise.

Die Erklärung scheint geboten, daß diese kirchliche Handlung wirklich hier eingeschoben sein muß, daß ein Vortragender, im Bestreben, seinem Publikum das Gottesgericht so zu schildern, wie es zu seinen Zeiten stattfand, sie einfügen wollte, jedoch den Platz, wo sie hingehörte, nicht fand, — an dieser Stelle stand ja noch das alte, längst vergessene Mall. Wo ihm die Reime am leichtesten schienen, flickte er sie ein. Diese kirchliche Handlung im Rolandslied ist also keineswegs ein Zeichen dafür, daß die ganze Szene jüngerer Ursprungs ist als die Zeit, in die sie historisch gehört. Sie ist nur ein Beispiel, daß an volkstümlichen Dichtungen Zeit, Wechsel in Sitten und Anschauungen nicht spurlos vorübergehen können, und daß die plumpe Hand des Diaskeuasten die feinen Fäden alter Arbeit stets zu stören bereit ist, wenn ihm eine Modernisierung geboten scheint.

Wie steht es nun aber mit den dreißig Geiseln? Mit ihrem grausamen, uns unverdient scheinenden Tode durch Henkershand? Wir machten diese Handlung von der kirchlichen abhängig, sie habe sich erst entwickelt, als Beichte und Abendmahl die Rolle des Malls übernommen. Folglich muß sie, da im Rolandslied das Mall noch die Legalisierung bildet, auch hier zu jüngerem gehören, — wenn unsere Angaben richtig sind.

Und es hat auch allen Anschein, als ob das Stellen der Geiseln nicht so alt ist wie die übrigen Teile vom Kampfe Pinabel-Tierri. Während nämlich im Laufe desselben der Herrscher meist mit dem alten fränkischen, in seiner romanischen Form indogermanischen Namen „König“ — *rei* bezeichnet wird, wird er an einigen verdächtigen Stellen und speziell bei der Geiselstellung und der Pfandreicherung (3846, 3852) Kaiser — *emperere* genannt. Und dieser römische Titel war doch sicher für die Franken ein gelehrter, weniger gebräuchlicher. Ein sicheres Argument können wir hier nicht anführen. Weder das Stellen noch die Bestrafung der Geiseln unterbricht Zusammengehöriges, wie es das Sakrament tat, wir können also nur schließen, daß aus inneren Gründen diese beiden nur angedeuteten Handlungen unecht sind. Hielte man sie für echt, so bildeten sie das einzige, worin der Kampf im Roland nicht mit auffallender Treue zu dem von Ermoldus Nigellus geschilderten Gedichte stimmt, und schon dies wäre ein Grund, die Geiselstellung als verdächtig den ältesten Schichten des Rolandsliedes abzusprechen.

Der Zweikampf im zwölften¹⁾ und in den folgenden Jahrhunderten.

Die Entwicklung, die am Zweikampf seit dem sechsten Jahrhundert von uns beobachtet wurde, hatte mehr die juristische Seite betroffen. Da waren die Befugnisse der Gerichtsherren verschoben worden. — Der ursprünglich autokratisch schaltende Herrscher im Königsgericht war durch Gesetze gebunden worden, die Autokratie war in eine Aristokratie übergegangen: Karl der Große, Ludwig der Fromme waren darauf angewiesen, zu warten, daß einer ihrer Mannen für die Sache der Krone eintrete; das eine Mal suchte Ludwig vergebens nach einem Kämpen, der den Buhlen seiner Gattin bestrafe, das andere Mal suchte er ebenso vergeblich einen ihm unliebsamen Zweikampf zu vereiteln.

Es war ein Gesetz, das wir seiner Unzulänglichkeit und

¹⁾ Für den Zweikampf im zwölften Jahrhundert ist die Arbeit von Pfeffer: Die Formalitäten des gottesgerichtlichen Zweikampfs in Zeitschrift für rom. Phil., IX, 1 zugrunde gelegt, die spätere Entwicklung behandelte Vorberg: Der Zweikampf in Frankreich, Leipzig, 1899.

Grausamkeit halber nicht achten können, aber als Gesetz herrschte es, herrschte sogar über Könige und Kaiser.

Im Decorum war vom einfachen, schmucklosen Kampfe des sechsten Jahrhunderts eine Wandlung vorgegangen: das Mall, die Totenbahre, die vier abschließenden Bänke gaben dem Ganzen einen ernsten, feierlichen Charakter, im Laufe der späteren Jahrhunderte, wohl des zehnten und elften Jahrhunderts, trat die Kirche in ihre Rechte, das Mall wurde durch das Sakrament verdrängt.

Die weitere Entwicklung steht im wesentlichen unter dem Zeichen der Form, des äußeren Decorums. Wie immer, wenn ein fester Inhalt in Kunst oder Sitte gefunden ist, findet sich auch hier das Schwelgen in den ursprünglich einfachen, würdigen Formen, das Überladen mit diesen, das barocke Kleben am Detail, unter welchem die Hauptaktion untergeht.

Der Zweikampf des zwölften und der folgenden Jahrhunderte, wie er in den Heldengedichten so oft beschrieben wird und wie er in freier Interpretierung auch im Lohengrin szenisch dargestellt wird, besteht aus einer komplizierten Summe von rituellem und höfischem Zeremoniell, die in ihrer Gesamtheit kaum mehr übersichtlich zu nennen ist. Es entspricht dieser Zweikampf bis auf wenige Ausnahmen natürlich nicht dem Stockkampf der niederen Justiz, sondern dem hochnotpeinlichen Gericht im Falle von Hochverrat.

Die Richter, ein Fürst und seine Barone, sind versammelt. Die Parteien treten vor sie, wie in alter Zeit, und bringen Anklage und Verteidigung vor. Hierbei war der einmal gebrachte Wortlaut bindend, und wir haben mehrere Beispiele dafür, daß ein irrtümlicher oder doppeldeutiger Ausdruck, so wie er von den Richtern verstanden, rechtskräftig war und nicht mehr zurückgenommen werden konnte.

Nun erklärte entweder der Kläger sich bereit, für seine Anklage mit den Waffen einzutreten, oder aber der Angeklagte kam ihm zuvor mit dem Wunsche, seine Unschuld durch ein Gottesgericht zu erweisen.

In einigen wenigen Fällen muß einer der beiden zur „Satisfaktion“ gezwungen werden, auch der Fall findet sich, daß die Schuld des Angeklagten so evident ist, daß das Gericht die

Entscheidung durch die Waffen dem Schuldigen versagt. So heißt es im Balduin von Sebourg, einem Ritterromane: „In einer bewiesenen Sache, in der man Augenzeugen beibringen kann, hab' ich mein Lebtage noch keinen Zweikampf bestimmen sehen.“ Jedenfalls eine Entwicklung des Zeugnisverfahrens, in welcher ein entschiedener Fortschritt gegen das noch zur Kärlingerzeit übliche Gesetz zu sehen ist.

Während nun im Kampfe vom Jahre 590, wie im Rolandsliede, der Angeklagte ohne weiteres durch einen Verwandten vertreten wurde, haben sich wohl mit steigender Gesittung und abnehmendem Gewichte des Familienbandes bei dieser Stellvertretung Schwierigkeiten eingestellt, und es können nunmehr nur noch vertreten werden: Regierende, Greise, Kranke, Mönche und endlich Frauen. Letzteres ist ja bekanntlich im Schwanenritter und demzufolge im Lohengrin der Fall. Auch die Frist, die Elsa zur Herbeischaffung eines Vertreters gestellt wird, scheint üblich und schwankt zwischen 14 Tagen und einem Monat.

Der Gerichtshof hatte nun im allgemeinen lediglich die Befugnis, zu der Forderung Ja und Amen zu sagen. Dann, gleichsam um die Parteien vom Ernste der Situation zu überzeugen, wurde verkündet, welche Strafe den Besiegten treffen würde. In einigen Fällen ruft einer der Kämpfer: „Ich will gehängt werden, wenn mich mein Gegner besiegt!“ — die auf diese Weise gewählte Strafe ist ebenfalls bindend und zwar für beide Teile.

Nun geben die Parteien, um die Sache „fest“ zu machen, dem Gerichtsherrn ein Pfand, meist, wie schon im Rolandslied, einen Handschuh. Jünger ist der Gebrauch, den wir auch heute aus Romanen noch kennen, dem Gegner den Handschuh hinzuwerfen, und aus diesem Pfandtausch zwischen Gegnern mag sich dann das heute übliche Tauschen der Karten entwickelt haben.

Nun folgt das Stellen von Geiseln, dessen Innehalten nach dem Schwanken der Quellen offenbar im Belieben des Gerichtsherrn stand. Der Gerichtsherr hatte wohl hierin in der Praxis ein Mittel, einen solchen Zweikampf nach Belieben unmöglich zu machen, indem er Geiseln verlangte. Ursprünglich scheint man hierzu nur Familienmitglieder angenommen zu haben, später

waren auch die Standesgenossen, die „Collegen“ des Kämpfers willkommen. Geistliche wurden auch hier nicht zugelassen.

Diese Geiseln werden oft schon während des Kampfes in Gewahrsam genommen. Erschien ihr Kämpfer schuldig, so hatte der Gerichtsherr über ihre Strafe zu entscheiden. Bald müssen sie, wie im Roland, den Tod erleiden, bald können sie sich, wie in jenem kärlingschen Kapitular, loskaufen. In der praktischen Justiz ist das Stellen von Geiseln, wie ihre Strafe, naturgemäß allmählich verkümmert, und schon in dem *Coûtumier* des Herrn von Beaumanoir finden sich (im 13. Jahrhundert) nur noch Reste davon. Einigemal wird übrigens in der Dichtung von Geiseln Abstand genommen, dafür werden aber die Parteien festgesetzt. So gerade im Schwanenritter, wo der Held selber ihn und seinen Gegner in Gewahrsam zu nehmen bittet, um ein Entweichen zu verhindern.

Den Anforderungen der Bühne gemäß findet in der Oper das Gottesgericht unmittelbar nach der Forderung statt. Auch die älteste, einfachste Form, wie wir sie noch im neunten Jahrhundert und im Rolandsliede finden, hatte diesen Gang.

Hier hat das Eingreifen der kirchlichen Handlung eine Komplizierung bewirkt. Das Gericht findet erst am nächsten Morgen statt, nach der Messe, nüchtern, wie zu einer kirchlichen Handlung.

Die Nacht brachten die Kämpfer wachend, von ihren Freunden begleitet, in der Kirche zu. Dann folgt Messe, meist auch Beichte und Opfer, wie im Rolandsliede, — die Stunde des Kampfes ist gekommen. Wie auch heute bei schweren Messuren, wird oft ein Sühneversuch zu Anfang vorgenommen. War dieser abgeschlagen, so kamen die Schwüre der beiden Parteien an die Reihe. Jeder mußte seine Aussagen noch einmal beschwören, ja dieser Schwur wird allmählich detailliert und zerfällt in mehrere, wie sich überhaupt das Bestreben zeigt, diesem Teile möglichstes Gewicht zu geben, um an das Gewissen des Schuldigen zu appellieren, so lange es noch Zeit ist.

Dieser Schwur wird meist noch nicht auf dem eigentlichen Kampfplatz geleistet. Die Formel war vorgeschrieben. Geistlichkeit und Sakramente spielten eine stehende Rolle. Dann

folgte der Bann an die Zuschauer, dessen Tenor wir aus der Oper kennen. Eine Übertretung des Bannes wurde mit harten Strafen belegt.

Nun wurde der Kampfplatz abgeschritten. Meistens ist er viereckig abgeteilt, die ursprünglich abschließenden Bänke sind durch Holzschranken oder Stricke ersetzt, oft existiert die abschließende Linie nur in der Idee. Einzelne Gedichte kennen einen Platz, der nur für gottesgerichtliche Zwecke gebraucht wurde, der also schon vorbereitet war. Eine Sitte, die wir für das kärlingische Aachen ebenfalls nachgewiesen haben. Den Kampfplatz umgeben die Zuschauer, für die wohl auch Tribünen errichtet werden, und in engerem Kreise die Kampfwärter. Diese Wärter schützen den Platz vor dem Publikum, führen die Parteien hinein, den Forderer an der Spitze, verteilen Licht und Schatten gleichmäßig und fungieren auch während des Kampfes als Unparteiische und Sekundanten.¹⁾

Über die Bewaffnung haben wir im Laufe unseres Aufsatzes schon öfter gehandelt. Üblich waren hier zwei Formen, in der niederen Justiz der Kampf mit Stock und Schild, in Hochverratsangelegenheiten der Kampf mit scharfen Waffen. Letzterer ist es, den die Romane und Heldengedichte des Mittelalters widerspiegeln. Ihre einzige Abweichung von der Sitte besteht darin, daß sie ihre Parteien immer hoch zu Roß kämpfen lassen, doch haben wir ja erfahren, daß ein solcher Kampf, wenn auch selten, doch nicht unerhört war und in Südwestfrankreich zur Zeit Ludwigs des Frommen die übliche Form bildete. Ein Stockkampf ist übrigens auch in der Poesie dargestellt und zwar im altfranzösischen Reinecke Fuchs.

Auch über die Strafe des Schuldigen, über die Strafe der Geiseln ist bereits das Entscheidende gesagt worden.

Vom zwölften Jahrhundert bis auf den heutigen Tag.

Nachdem die Kirche einen aussichtslosen Kampf gegen die viel zu fest eingewurzelte Sitte aufgegeben, hatte sie sich inner-

¹⁾ In einigen wenigen Dichtungen findet der Kampf noch auf einer Insel statt (Sachsenlied, Girart von Vienne), und es mag dies die Erinnerung an eine ältere, heidnische Sitte sein, wie sie in der nordischen Kultur im „Holmgang“ noch gewahrt ist.

halb derselben Einfluß zu sichern gewußt und hatte das Sakrament in seine Mitte gestellt als Angelpunkt der Handlung. Von nun ab erwuchs dem Zweikampf ein neuer Gegner, ein Gegner, dessen Instanz dem Gottesgericht wichtige Fälle entziehen mochte, — das war das Königtum.

Schon zweimal haben wir Fürsten gegen das Gottesgericht auftreten sehen. Einmal einen Merowinger, der in seinen Zufügungen zum salischen Recht den Zweikampf aus seiner gerichtlichen Rolle ausschaltete und zu einer dem Gutdünken der Parteien anheingegebenen, auf Beweisgang und Strafe folgenden Genugtuung stempelte, einen Merowinger, in dem wir vielleicht den eigenartigen, kritischen Chilperich zu sehen hatten, den Gatten der bösen Fredegund.

Der schwächliche Gatte der Judith, Ludwig der Fromme, war der zweite. Hier war wirklich ein kultiviertes, dem Waffenklang abholdes Gemüt bestrebt, der grausamen Sitte Abbruch zu tun, wenn er auch vergebens versuchte, den fränkischen Eigenwillen zu brechen. Wie er es mit dem Gottesgericht machte, so versuchte es Ludwig auch mit anderen fränkisch-heidnischen Bräuchen, verbrannte im frommen Übereifer die alten Königslieder, die sein Vater hatte sammeln lassen, stellte den national-heidnischen christliche Ideale entgegen. Die Folge davon war das Lügenfeld von Straßburg, auf welchem die eigenen Söhne von dem Vater abfielen und der verlassene Kaiser zu den letzten, die ihm treu zu bleiben suchten, sagte: „Geht zu meinen Söhnen über. Keiner soll meinethalben auch nur ein Glied verlieren.“

*

*

*

Aber das Königtum erstarkte in Frankreich. Es nahm nicht nur den Kampf gegen die Feudalmacht auf, wie sein Nachbarstaat Deutschland, es führte ihn auch siegreich durch. Hierbei fiel mit anderen Einrichtungen der feudalen Gesellschaft auch das Gottesgericht, wenigstens als ein im Gerichtsgang übliches Beweismittel.

Einschränkungen, Verbote hat es in den folgenden Jahrhunderten zahllose gegeben. Ludwig VII. verbot den Zweikampf

im Jahre 1186, wenn es sich um eine Schuld unter fünf Sous (nominell etwa 100 M.) handle.

Ludwig IX., der Heilige, verbot ihn 1260 vollständig, ohne noch die „Reichsbarone“ mit einzuschließen. Das Verbot hat aber kaum weitere Tragkraft gehabt als jenes vermutlich von Chilperich edierte oder als die Eingriffe Ludwig des Frommen.

Philippe le Bel muß 1296 und 1303 ein neues, auf bestimmte Zeit gegebenes Verbot erlassen. Er schließt den Zweikampf in Zivilsachen für immer aus im Jahre 1306 und muß seine Edikte 1314 erneuern, mit Androhung von Todesstrafe und Konfiskation der Güter gegen die Übertreter.

Und nun findet ganz allmählich der Übergang vom Gerichtskampf zum Duell der feudalen Kreise statt. Dem Königtum ist es gelungen, den Kampf aus der Gerichtsbarkeit herauszudrängen, der Kampf verliert deshalb für die breiten Schichten der Bevölkerung seine Wichtigkeit, die er im 12. und 13. Jahrhundert hauptsächlich hatte; dagegen bleibt er, in veränderter Gestalt, bei denjenigen, die ihn in Frankreich eingeführt, bei dem Kriegsadel.

Statt der Begriffe von Recht und Unrecht stellt sich die Ehrenfrage ein, deren Flecken der Zweikampf reinzuwaschen bestimmt ist, wie er vordem Licht in die dunkelsten Fragen brachte. Alte naive Anschauungen von aller Kultur unberührter Barbaren werden gehalten, umgemodelt, und der rohen, physischen Kraft, dem persönlichen Mute wird der Platz angewiesen, der ihm bei einem Kriegervolke zukam, bei einer kultivierten Nation dagegen berechnete Zweifel gegen die angemaßte Höhe der Kultur aufkommen läßt.

Von dem Decorum des Gottesgerichtes wird mancherlei übernommen und findet sich wohl auch noch heute: Vorausgehende Ehrengerichte, Kampfzeugen, formelhafter, nie zu einem Ergebnis führender Versöhnungsversuch. Im allgemeinen ist übrigens hier ein Abnehmen des Decorums zu konstatieren, indem mit Ausscheiden aus der Justiz auch die Kirche den Rücken kehrte, und damit Messe, Nachtwache, Eid auf dem Kampfplatz fortfielen. Formell fand also, nachdem der Zweikampf gegenüber seiner eigentümlichen Allgemeingültigkeit wieder auf jene Kreise beschränkt war, die ihn ursprünglich eingeführt hatten, eine Ver-

einfachung statt, die ihn dem Modus der ältesten Zeiten wieder ähnlich machten.

Auch die Waffen wechselten, dem fränkischen Spieße, dem mittelalterlichen Langschwert folgte der elegante Stoßdegen. Die Schußwaffen kamen auf und bürgerten sich auch hier ein. Ein fester, zum Teil ungeschriebener Codex ordnet, wie seinerzeit, Befugnisse der Parteien, der Sekundanten und das Decorum.

*

*

*

Mit dem Emporsteigen des Bürgertums, mit der Ausfüllung der Kluft zwischen dem Kriegerstand und den übrigen Ständen, wie es einem Volke entspricht, dessen Kulturbewegung endlich die Ordnung des Urvolkes zu überwinden strebt, hat sich aber eine weitere eigenartige Entwicklung vollzogen. Das Bürgertum hatte, einmal auf höherem finanziellen und gesellschaftlichen Niveau angelangt, nichts eiliger zu tun als sich feudale Sitten und darunter auch das Duell anzueignen, und so wuchs die Anhängerschaft des alten gottesgerichtlichen Zweikampfs mit der letzten sozialen Bewegung, genau wie vor nun reichlich 1000 Jahren.

Soll man es als ein erfreuliches Zeichen achten oder als eine unerfreuliche retrograde Entwicklung? Wir wollen nicht philiströs sein. Die Lust, Streitigkeiten physisch auszutragen, eignet der Jugend, — wenn sie gesund und nicht nur den Jahren nach jung ist. Wenn einmal die Jugend des Volkes vorbei ist, hat es in der Geschichte bis jetzt immer nur Verfall gegeben.

Freilich stehen auch Duell und Verfall zusammen, wenigstens in Spanien und Süditalien, wo die Stilettkämpfe mit genau innegehaltenem Ritual, mit Sekundanten und allem dazu Nötigen gerade in den untersten Volksschichten üblich sind.

Kurzum: allgemein gültige moralische Werte lassen sich auch hier nicht abstrahieren, und es ist auch gut so, denn was wäre diese Welt ohne ihre Farben, ihre Buntheit, die unendliche Verschiedenheit ihrer Anschauungen?